

Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Die Schwarzen lieben ihre Kinder sehr und sorgen auch für deren Zukunft, obschon der eigentliche Herr und Gebieter über Hab und Gut seiner Untertanen der Häuptling ist. Es ist daher im Kaffernlande gar nicht ratsam, erheblichen Reichtum aufzustapeln, denn jeder Reiche darf überzeugt sein, daß über kurz oder lang eine Anklage gegen ihn erhoben wird, die zur Folge hat, daß er als schuldig erklärt und sein ganzes, mühsam erworbenes Habe dem König zugesprochen wird.
(Fortsetzung folgt.)

Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatten Geheimboten, dem Könige Dinizulu, der seit längerer Zeit in Maritzburg weilte, alles hinterbracht, was sich im Königskraale zugetragen: Nomjiba, die Perle des Zuluvolkes, sei nach der kathol. Missionsstation Emoyeni entflohen, dort weile auch Prinz Sageni, beide seien Christen, ja selbst Dhlavela, der Kronprinz, zeige eine ganz bedenkliche Vorliebe fürs Christentum usw. — Die Folge war, daß der König sofort einen seiner angesehensten Räte mit dem Auftrage betraute, Nomjiba schleunigst von der Missionsstation zurückzuholen.

Letzterer aber, ein brutaler Heide, rechnete sich diesen Auftrag zu hoher Ehre an. Er nahm einen Gefinnungs-genossen als Begleiter mit, eilte nach Emoyeni und verlangte dort stürmisch die sofortige Rückkehr Nomjibas. Der P. Missionär wußte, daß hier Widerstand nur geschadet hätte und willigte daher, wenn auch schweren Herzens, ein, daß Maria bis auf weiteres zurückkehre. Diese warf noch einen langen, schmerzlichen Blick auf die traute Missionsstation, wo sie so hohe Gnaden und Segnungen empfangen hatte, und machte sich dann mit den beiden schwarzen Kriegern, die stets ein scharfes Auge auf sie hatten, auf den Weg, heim nach dem heidnischen Königskraal. —

Kaum hatten sie die Missionsstation hinter sich, als sich der erste Induna in gebieterischer Haltung vor sie hinstellte mit der Forderung, ihre christlichen Kleider abzulegen. Als Ersatz bot er ihr ein Brust- und Lententüchlein an, wie es die heidnischen erwachsenen Mädchen zu tragen pflegen. Mit tiefer Entrüstung weist Maria dieses Ansinnen von sich. Die beiden Heiden gebrauchen Gewalt und wollen ihre Hände fesseln; da ruft ihnen die schwarze Prinzessin die drohenden Worte zu: „Wer gibt euch das Recht, mich so zu behandeln? Ich sage euch, die Assegais meiner Brüder werden sich blutig färben, wenn ihr nicht auf der Stelle von mir ablasst!“

Das wirkte; erschrocken ließen die Männer sie los. Maria schritt in stolzer Haltung vor ihnen her, während sie schweigend in ernsten Gedanken folgten. Es kam die Nacht, die sie mitten im Walde zubringen mußten. Maria tat bald, als schlafe sie fest, während sie in Wirklichkeit bloß die Stunde abwartete, bis ihre sorglos gewordenen Häscher tief eingeschlafen waren. Dann empfahl sie sich dem Schutze der göttlichen Vorsehung, ihrer großen Patronin, der allerheiligsten Jungfrau, und ihrem hl. Schutzengel, schlich sich leise vom Lagerplatze weg und eilte wie ein geschlechtes Reh in den großen, dunkeln Wald hinein! Stunde um Stunde arbeitete sie sich durch das wilde Gestrüpp hindurch, zeitweilig auf Händen und Knien kriechend, bis sie endlich ganz erschöpft zusammenbrach.

„Sprich nicht von des Feuers Wüten,
Nicht vom Zorn der wilden Wasser,
Nicht vom Göttergroll: die Menschen
Sind der Menschen wilde Hasser.“

(Webers Dreizehnlingen.)

Wer beschreibt den Aerger und den Verdruß der beiden Männer, als sie erwachten und die Gefangene nicht mehr bei sich erblickten! Was konnten sie anders denken, als sie sei geraden Weges zur Mission zurückgeeilt? Also zurück nach Emoyeni! Sie fordern von P. Rouffet die Herausgabe des Mädchens. Dieser erklärte gelassen, Maria sei nicht zurückgekommen und läßt sie, da sie ihm nicht glauben wollen, alle Räumlichkeiten durchsuchen. Endlich ziehen die beiden Häscher in wildem Zorn und mit lauten Verwünschungen ab. Sie eilten heim, die Sache im Königskraale zu melden.

Und Maria? — Diese hielt sich einige Tage mitten im Wald in einer Höhle versteckt, betete und vertraute auf Gott. Furcht kannte sie nicht; sie war das Leben in der Wildnis schon gewohnt. Ihren Durst stillte sie aus dem neuen Bach, suchte einige Waldbeeren und freute sich, in ihrer Lebensweise den alten Einjiedlern ähnlich zu sein, deren Legende sie gehört hatte. Zuletzt aber eilte sie doch wieder der Missionsstation zu und erzählte ihrem geistlichen Vater von den Abenteuern, die sie durchgemacht hatte.

Ihr Friede war von kurzer Dauer. Nach vierzehn Tagen erschienen abermals Boten aus dem Königskraal; sie kamen diesmal zu dreien und waren beritten. Auch brachten sie einen Brief vom Prinzen Sageni (Johannes); er lautete folgendermaßen:

„Buya, dade wetu, komme zurück, Schwester, komm' ohne Verzug! Die Kunde von deiner Laufe ist zu den Ohren des Königs gekommen und er will nicht zugeben, daß du in der Stadt der abelungu (Weißen) weilest. Du sollst hier im Königskraale gefangen gehalten werden, bis er selbst zurückkommt. Ich selbst aber soll, falls ich nicht meine Kleider und meinen christlichen Namen ablege, vom Waterhause fortgejagt und als ein Verstoßener betrachtet werden. Drum komme bald, damit ich dich noch einmal sehe! Dhlavela, unser Bruder, ist im Herzen schon Christ und wartet bloß auf eine günstige Gelegenheit, es offen zu bekennen. Auch Fisihi, deine kleine Schwester, freut sich sehr auf dich! Ich habe sie heimlich schon in vielem unterrichtet, und auch sie will getauft werden. Sala kahle, lebe wohl!“

Dein Bruder Johannes.

Der Brief war für Maria ein großer Trost. Namentlich freute sie sich über Dhlavela, der ja in Bälde ebenfalls Christ werden wollte, und die kleine Fisihi wollte sie das nächstmal zur Missionsstation mitnehmen; denn die abermalige Flucht stand schon jetzt in ihrem Herzen fest. Vorläufig allerdings mußte sie heim; die Boten drängten zum Aufbruch. Man bot ihr ein Pferd an, das sie mutig bestieg. Der jüngste der Männer führte das Pferd am Zügel, die beiden andern ritten rechts und links; an eine Flucht war da nicht zu denken. —

Im Königskraal begegnete Maria nur finsternen Gesichtern. Bald erschien der älteste der königlichen Indunas (Beamten) und erklärte, der König habe ihm volles Recht über sie eingeräumt und befohlen, sie im Königskraal gefangen zu halten. Seine erste Forderung sei, daß sie nun sofort die christlichen Kleider ablege und sich mit Perlen schmuck bekleide, wie es sich für eine Prinzessin des Zuluvolkes gezieme.

„Du magst mich töten“, erwiderte Maria stolz, „doch diese Kleider lege ich nicht mehr ab, solange noch ein Atem in mir ist!“

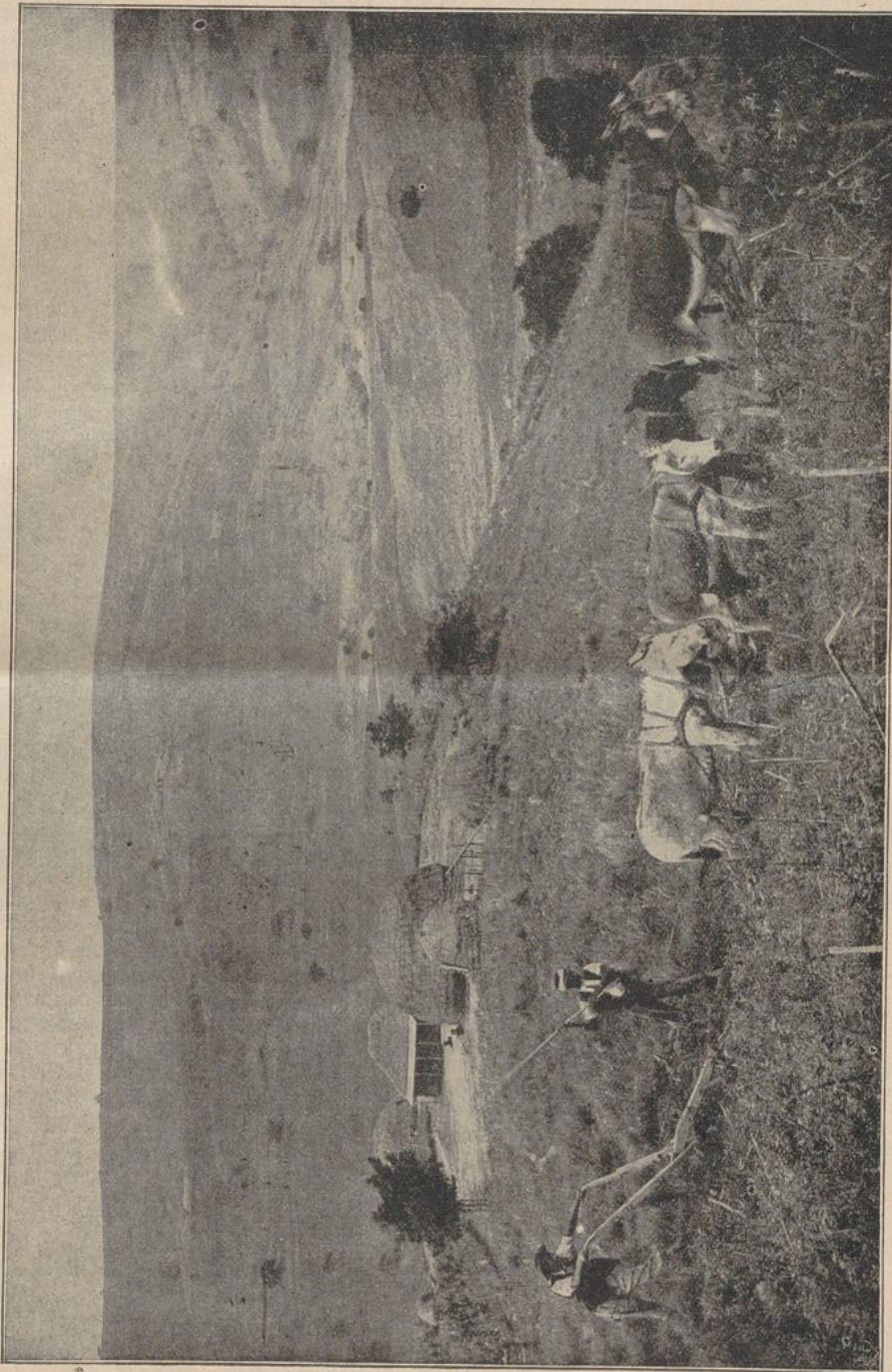
„Wie?“ ruft der heidnische Induna wütend vor Zorn, „du, ein schwaches Mädchen, willst mir trotzen? Leg' die Kleider ab oder stirb!“ Mit diesen Worten erhebt er drohend seinen Asagai und setzt ihr dessen scharfe Spitze auf die Brust.

Das heldenmütige Mädchen aber steht furchtlos da, blickt ihm vorwurfsvoll in die Augen und sagt: „So stoße zu, wenn du kannst!“ — Das hat der stolze Heide nicht erwartet, er läßt den Speer sinken und wendet sich beschämt ab. —

Maria wurde in eine Hütte gebracht und daselbst an einem Pfahl angebunden. Zeitweilig kam ein Kaffernweib und brachte ihr etwas zu essen, schlich sich aber sofort wieder ängstlich davon, um ja nicht von der „christlichen Zauberin“ verhext zu werden. Mit Freuden benützte dieses Kleinsein ihre kleine Schwester Tjichi. Viele Stunden lang saß diese neben ihr, tröstete sie und sprach von ihrem Verlangen, ebenfalls getauft zu werden, wie sie und ihr Bruder Johannes; auch betete sie zuweilen die Gebetchen vor, die sie von jenem gelernt hatte und bat um weiteren Unterricht.

Johannes selbst kam zeitweilig zu Maria, doch nur am späten Abend, und sprach ihr Mut zu. Einmal erschien auch Ohlavela. „Halte mich für keinen Feigling, Schwester“, begann er, „weil ich mich den ganzen Tag nicht vor dir sehen lasse und erst jetzt komme, da alles

in tiefem Schläfe liegt. Ich tue das aus List; das Volk darf nicht gar zu argwöhnisch auf mich werden, sonst ist mein ganzer Plan vereitelt. Tag und Nacht zerbreche ich mir den Kopf, wie ich dich und Johannes retten und auch meine eigenen Fesseln sprengen kann, denn ich habe



Christliche Kaffern in Mariambilla das Feld pflügend.

dieses heidnische Leben satt und will sobald wie möglich Christ werden. Doch ich hoffe, der Tag unserer Erlösung ist nahe. In Bälde wird der Sohn eines unserer angesehensten Indunas Hochzeit halten, und darauf baue ich meinen Plan. Die ganze Männerwelt und Hunderte

von Mädchen und Frauen werden nach dem Kraale des Bräutigam ziehen, und die Spiele, Tänze und Trinkgelage werden mehrere Tage dauern. Nichts könnte für unsere gemeinsame Flucht günstiger sein als das! Doch vorläufig heißt es schweigen und den rechten Moment abwarten! —

In Marias Herz war ein neuer Hoffnungsstern aufgegangen, und inniger als je bestürmte sie den Himmel mit Bitten, daß er doch den Plan Dhlavelas segnen möge. Still und langsam, für ihr ungestümes Herz nur allzu langsam, flossen die Stunden und Tage dahin. Zeitweilig kam im Auftrage der Indunas eine alte Wahrsagerin zu ihr, um ihr die Rache der amadhlozi, der Geister der Vorfahren, anzukündigen, falls sie nicht ihren Sinn ändere, dem Christentum abschwöre und den Geistern ihrer Väter opfere. Doch Maria kümmerte sich nicht um diese Gauklerin; die Alte mochte ihre Zauberformeln murmeln, ins Opferfeuer blasen und den Hudu-schwanz auf- und niederschlagen, solange sie wollte, Maria betete ruhig in der Stille weiter. Ähnlich verhielt sie sich, wenn einzelne Neugierige ihrer Hütte nahten, um zu sehen, was die Perle des Zuluammes in ihrer Einsamkeit mache.

Tief im Wald verbirgt der franke Hirsch sich vor des Tages
Gluten,
Sei 's, um einsam zu genesen, sei 's, um einsam zu ver-
bluten.

(F. W. Weber, Dreizehnlinden.)

Endlich nahte das genannte große Hochzeitsfest. Schon längst hatte man große Vorbereitungen getroffen, mehrere Ochsen wurden geschlachtet und in allen Hütten wurde massenhaft utshwala (Kaffernbier) gebraut und in gewaltigen Krügen nach dem Festplatze geschafft. Dhlavela selbst warf sich in reichen Perlen Schmuck und gab sich anscheinend einer tollen Freude hin, sodaß die Räte des Königs mit Genugthuung meinten, endlich sei der böse Zauber, den seine Schwester über ihn ausgeübt, gebrochen und er sei wieder ganz einer der ihrigen geworden. Johannes natürlich hielt sich ferne; man fand das bei ihm, dem Christen, keineswegs auffällig; um so leichter gelang es ihm, alles für die nächtliche Flucht zu ordnen und herzustellen.

Es ist Mitternacht; da huschen drei dunkle Gestalten dem nahen Urwald zu. Es ist Dhlavela, Maria* und Johannes. An einsamer Stelle stehen drei Pferde bereit, sie sitzen auf, und nun geht's wie im Fluge dahin! Die Pfade sind ihnen längst bekannt. Wohin fliehen die drei? Nach Emoyeni? Nein, dort ist keine Sicherheit für sie, das haben sie längst erkannt, sie reiten hinüber nach Natal, passieren einen Wasserlauf nach dem andern und haben nur ein Reiseziel im Auge: die große Missionsstation M a r i a - n h i l l ! —

(Schluß folgt.)

Dingindawo, der Verlassene.

Von Br. Gerold Keller.

(Fortsetzung.)

Dingindawo weilte also hier, auf unserer Missionsstation Ezenstochau. Bruder Eduard, unser Krankenwärter, nahm sich seiner in gewohnter Liebe und Pflichttreue an; doch wie er ihm die alten Lapven von den Füßen nimmt, erfährt ihn ein jäher Schrecken. Ach, der Ärmste hat ja keine Fehen mehr; alles an ihm ist nur eine Wunde! Dazu der entsetzliche Geruch, wahrhaftig wie der einer schon in starke Verwesung überge-

gangenen Leiche! Der Bruder war an vieles gewöhnt, hatte in seinem langjährigen Dienst schon viele Kranke gepflegt und schwere Wunden behandelt, aber so etwas hatte er noch nicht gesehen. Er mußte sich unwillkürlich etwas entfernen, denn es wandelte ihn ein starker Brechreiz an.

Schon hatte er den Kranken wieder verbunden, so eilte er zu den beiden Missionären mit der Meldung: Dingindawo hat den A u s s ä z und zwar schon in sehr vorangeschrittenem Grad! Es ist höchst gefährlich, ihn hier zu behalten, denn die Sache ist ansteckend!

Was nun? Die beiden Väter saßen lange in ernster Beratung beisammen, den unerhörten Fall nach allen Seiten hin besprechend. Soll man die Sache bei der Regierung anzeigen? Das ist an sich gesetzliche Pflicht. Dann aber muß der Mann nach dem über 160 Kilometer entfernten Bluff, ins dortige Aussäzigenheim. Wird der arme, sterbenskranke Mensch die weite Reise aushalten, oder nicht schon auf dem Weg erliegen? Oder sollen wir ihn wieder heimtschicken in seinen Kraal? Dann ist er verlassen, hintangesetzt und von jedermann gemieden, wie zuvor. Kann man dies einem Menschen antun, der nur noch eine kurze Lebensfrist vor sich hat?

Noch mehr: soll er dort sterben als H e i d e , ohne etwas von Gott und dem Himmel gehört zu haben? Nein, das geht auf keinen Fall. Dann muß er also hier bleiben. Allein dürfen wir ihn behalten? Das Gesetz verbietet es. Verbietet es nicht auch die Rücksicht auf unsere M i s s i o n ? Sobald es bekannt wird, daß ein A u s s ä z i g e r auf der Station weilt, werden so und so viele unserer Schulkinder entlaufen, bei anderen werden die Eltern kommen, und sie mit Gewalt wegnehmen.

Der letzte Punkt war ausschlaggebend. Das Endurteil lautete: Dingindawo kann in seiner Hütte, von allen übrigen Schwarzen streng abgeschlossen, eine Weile dableiben, bis er nämlich im christlichen Glauben hinreichend unterrichtet und getauft ist, dann aber muß er wieder zurück in den heimatischen Kraal.

Gut, der arme Aussäzige soll unterrichtet werden, doch wer fühlt den Mut und die Kraft in sich, dies zu tun? Denn es heißt da, so und solange neben einer lebendigen Leiche sitzen! — Soll es der P. S u p e r i o r tun? Unmöglich, er ist mit tausend anderen Arbeiten überhäuft. Soll's eine S c h w e s t e r tun. Es käme hier höchstens eine Lehrerin in Frage; doch wenn das die Schulkinder erfahren! Dann ist es aus! — So ist denn niemand da, der diesem armen, unglücklichen Menschenkind die Hauptwahrheiten unserer hl. Religion beibringt, damit es durch die hl. Taufe zum Kinde Gottes werde? Soll man den Ärmsten wirklich an Leib und Seele verderben lassen? Nein, und zehnmal nein!

Wer hilft ihm? Ein Priester, P. Thomas, der jeleleneifrige Missionär, will sich persönlich seiner annehmen, er, der ihn zuerst vor seiner Hütte liegend gefunden und somit den ersten Anstoß dazu gegeben hatte, daß er überhaupt hierher kam. Er wollte mit dem Unterricht sogleich am nächsten Tag kurz nach Tisch beginnen, denn in der Frühe und während des Vormittags war er zu sehr durch Katechese und sonstige Missionsarbeiten in Anspruch genommen. Furcht vor Ansteckung kannte er nicht, und den Ekel hoffte er leicht überwinden zu können.

Er geht also entschlossen in die kleine Strohütte, nimmt neben dem armen Dingindawo Platz und beginnt den Unterricht. Es ist kurz nach Mittag, die afrikanische Sonne brennt glühendheiß vom Himmel, und von dem aussäzigen Kranken geht ein Geruch aus wie aus einem